

Jakob Stutz (1801-1877)

Autor(en): **Gachnang, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1900-1901)**

Heft 9

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jakob Stutz. (1801—1877.)

Ein Lebens- und Zeitbild aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts von
Konrad Gachnang.

Eines Tages mußte Jakob nach Unterhittnau gehen, und als er vor der Schmiede vorbeikam, saßen da wohl ein Dutzend Männer beisammen, von denen einer die Zeitung las und oft durch Jubel und Händeklatschen unterbrochen wurde. Er hörte die Worte: Napoleon ist vom Thron entsetzt. Da er bis jetzt nur vom „Bonapard“ gehört hatte, so dachte er, ob wohl der „Bonapard“ den Napoleon vom Thron gestürzt habe. Jakob hatte kurz vorher von einem Manne behaupten hören: „Die Schweiz bekomme so wahr und gewiß einen König, so wahr ich meine Kuh tränke, und der wird niemand sein, als der Landammann Reinhard in Zürich. Das haben die Herren längst unter sich ausgemacht, und da wird ihm wohl der Bonapard die Krone aufsetzen.“ Da fieng dieser König auch an, im Kopfe Jakobs zu spuken. Letzterer eilte, was er vermochte, seinem Dörschen zu. Auf dem Felde begegnete ihm der alte Pfeifer-Heichel (Heinrich) und fragte: „Warum springst du so davon?“ Jakob antwortete feuchend: „Der Napoleon ist vom Throne entsetzt, und der Reinhard in Zürich ist König geworden.“ Da knirschte der Alte mit den paar Zähnen, die er noch hatte: „Es muß scheint's ein Satan dem andern Platz machen.“ Fast zwei Tage lang wurde in Pfikon an dieses Reinhard'sche Königtum geglaubt.

Bald darauf hieß es, jetzt gebe es Frieden, und die Soldaten kamen gesund und wohlgenut nach Hause zurück. Die meisten gingen am Sonntag montiert zur Kirche und setzten sich oben im Chor. Jeder trug seine rote Armbinde mit dem weißen Kreuz, und sie sagten, es sei keiner ein rechter Soldat, bis er eine solche Armbinde tragen könne.

„Nun war das Jammern und Wehklagen über Krieg, Teuerung, Pestilenz und den jüngsten Tag zu Ende; statt dessen aber Jubel und Freude, Tanz und Lustbarkeit, nicht wegen dem Frieden, sondern wegen dem guten Arbeitsverdienst, wo man von einem gemeinen „Gallistuck“ einen Taler bis drei Gulden Arbeitslohn hatte. O, wie lebte da das Fabrikationsvölklein in Saus und Braus, als ob es ewig so währte! Da wurden an Sonn- und Festtagen alle Wirtshäuser dicht mit Gästen angefüllt. Da trug mancher Weberjunge seine sechs bis zwanzig Taler auf den Markt und ließ alles für Wein, Tanz und Spiel zurück. Im Wirtshaus zur Krone in Pfäffikon war vom untersten Boden bis zu dem flachen, bemoosten Schindeldach alles von Gästen gedrängt voll.

Auf einem dunkeln Gang im hintern Teile des Hauses tanzten die Oberländer „hollops“, und die Geiger fidelten wie „ghcyet“:

De Viribueb, de Viribueb
Und's Anneli ob em Brunne;
Er hätt's au gern, er hätt's au gern
Und cha's nüd überchumme.

Und im vordern Teile des Hauses saßen die Niederländer neben ihren braunen Mädchen, aßen, tranken und sangen himmelhoch in das Geigen und Tanzen hinein:

So kommest du
Zu deiner Ruh,
Du blut'ger Mann der Schmerzen.
Josef leget dich ins Grab,
In der Erden Herzen.

In der zweiten Hälfte des Winters 1815 gab's in Jfikon einen neuen Schulmeister; denn der alte hatte im Sommer schon seine Stelle niedergelegt, weil man seine Verdienste um die Jugend nicht belohne. Man fragte und forschte hin und her; aber jeder, der um den Posten angegangen wurde, erwiderte, er würde sich schämen, Schulmeister zu sein. Sie seien ja überall der Spott der Leute und allewege ein besonders „apartiges“ Volk. So war man genötigt, sich mit einem Manne zu begnügen, der schon im vorgerückten Alter war und bisher Hausfirer gewesen und im Geruche stand, daß er dem Spiel ergeben sei. Er mußte darum vor Aufnahme seiner Stelle fast eidlich geloben, sein Lebenlang nie mehr zu „kärklen.“ Das Schullokal war eine große Bauernstube, in der auch der Besitzer samt seiner Frau und acht Kindern, von denen das älteste acht Jahre zählte, wohnte.

Der neue Schulmeister unterrichtete nicht besser und nicht schlechter als der frühere; nur richtete er das Nummeriren der Schönschriften auf folgende Weise ein: Wer Note 1 bekommen hatte, dem reichte er ein Lineal, und er durfte Note 2 einen „Tagen“ geben. Nummer 2 durfte dieselbe Manipulation an 2—3 verüben u. s. w. Jakob Stutz erhielt stets Note 1 und er genoß die Freude, Tagen zu geben, aber keine zu empfangen.

Sonst ist Jakob der zimperliche, verzagte, weltvergrämte Junge geblieben. Er hat das fünfzehnte Altersjahr zurückgelegt, und wir finden ihn Ende Mai 1816 in der Mühle zu Balchenstall, Unterhittnau. Sein Bruder war im Februar am Schlagfluß gestorben, und das väterliche Heimwesen wurde verpachtet. Drei Schwestern fanden bei einer vierten,

kürzlich verheirateten, in Blitterswil-Bauma, Aufnahme, eine andere, das Anneli, wurde in Ringwil-Hinwil bei der Gotte versorgt.

Die Müllerin zu Balchenstall, Jakobs Pate, hatte sich anerbotten, ihn aufzunehmen, da der Ruhm von seinem Schreiben, Zeichnen und Malen zu ihr gedrungen war. Ein Brief, der erste in Jakobs Leben, drei Folioseiten umfassend, mit rührender Schilderung seiner traurigen Lage, hatte besonders mitbewirkt, daß sie ihn einer mütterlichen Aufnahme versicherte. Wirklich kam ihm alles freundlich entgegen, und ein Stück „Wähen“, das ihm die älteste Müllerstochter anbot, machte einen besonders günstigen Eindruck auf den Ankömmling. Zwar war auch wieder Aussicht vorhanden, Männbubdienste verrichten zu müssen; aber der alte Foggeli-Heiri, der neue Pflughalter, versicherte ihn seiner Gewogenheit, wenn er seine Sache recht mache; und nur der frühere Männbub spottete ihn bei ein paar Knechten hinter der Scheune aus.

Es schien die Müllerskinder besonders zu freuen, als unter Jakobs Habseligkeiten die große Froschauerbibel mit den hundert Bildern und das große illustrierte Exempelbuch, eine Sammlung grauenerregender Teufels- und Hexengeschichten, ebenfalls mit Bildern zu Vorschein kamen. Der neue Männbube durfte die Kinder schon am ersten Sonntag im Schreiben unterrichten. Am Sonntag darauf konnte er in einem neuen, weißen Zwilchanzug zur Kirche stolzieren, und die Gotte steckte ihm einen Maien aus gefüllten Nelken und Rosmarin auf den Hut. Da schwoll ihm der Kamm gewaltig.

Wegen seines linksischen und gleichgültigen Benchmens bei der Arbeit mußte er sich manchen Tadel gefallen lassen. Er lernte jedoch einsehen, daß ihm Heil widerfahren war, denn es kam die Zeit der Hungersnot.

Scharen von Bettlern strömten der Mühle zu und flehten in herzerreißendem Jammer um eine Gabe, und gerade diejenigen, die vorher in Saus und Braus gelebt hatten, waren jetzt am schlimmsten daran. Besonders zu bemitleiden waren die armen Kinder. Da war jede Lebensfrische verwischt, und Jakob erkannte viele seiner Schulkameraden nicht mehr; so sehr hatte sie der Hunger entstellt. Still und matt saßen sie an der Sonne und schauten mit trüben, erloschenen Blicken in die Welt hinaus. Da gab es manch ein armes Mädchen, das all seinen Flitterstaat um einen Erdapfel oder ein Stücklein Brot hergegeben hätte.

Von jeher war man in der Mühle wohlthätig und mitleidig gegen die Armen gewesen; aber jetzt erst zeigten sich diese göttlichen Eigenschaften im herrlichsten Licht. Wer da sah, wie die Müllerin jeden Mittag eine Kinderchar aus den Ortschaften der nächsten Umgebung speiste, einer Anzahl Alten und Gebrechlichen jeden Sonntag ein gutes Mittagessen be-

reitete, alle noch hie und da mit Kleidern versah u. s. w., der hätte gemeint, die gute Frau müßte sich arm geben; aber der Herrgott segnete sie tausendmal dafür und des Hauses Wohlstand wurde nur gefestigt.

Jakob erhielt in der Mühle ein kleines Schlafkammerchen mit zwei Fensterchen. Er schmückte es mit einer großen Zahl von Bildern, die er hinter Glasscherben legte und mit schwarzem Papier einrahmte; auch beobachtete er darin die größte Reinlichkeit. Das gefiel seinen Pflegeeltern so gut, daß sie ihm ein Bültchen hineinstellten, weil er keinen Tisch habe. An diesem Bültchen reifte in ihm der Gedanke, er wolle eine Predigt über den ägyptischen Weizen, der in jenen Tagen in der Mühle gemahlen wurde und ihm gar merkwürdig vorkam, ausstudieren. Bei diesem Studium, als er gerade solchen Weizen siebte, überraschte ihn der Pfarrer von Hittnau. Er erkundigte sich nach Jakobs Befinden und drückte ihm nach kurzem Aufenthalt zum Abschied einen Bock (= 60 Rp.) in die Hand, weil ihm Jakob den letzten „Ofenbach“ so gut gemahlen habe. Nun wurde die ägyptische Predigt fahren gelassen. Dafür setzte Jakob an seinem Bult einen Dankbrief an den Pfarrer auf, in dem geschrieben stand vom Himmel und von der Hölle, von Engeln und vom Teufel und auch vom Paradies. Zudem sprach er den Wunsch aus, daß der Herrgott dem Pfarrer für den schönen Bock viel tausend Böcke geben möge, und daß er, wenn er sterbe, in den Himmel hinaufkomme und am jüngsten Tage zu den Schafen auf die rechte Seite gestellt werde. Das Nämlische wünsche er auch der Frau Pfarrer, und den Schluß bildete ein rührender Glückwunsch an die Magd. Den Brief legte Jakob auf das Mehl, das der Mühlknecht bald nachher ins Pfarrhaus tragen mußte, wie einst Joseph das Geld seiner Brüder, damit der Pfarrer doch sehe, wie gut der Absender in der biblischen Geschichte bewandert sei.

Das Schreiben wurde fortgesetzt! Jakob benutzte jeden freien Augenblick, um Schilderungen seiner Träume zu Papier zu bringen. Diese Beschäftigung nahm ihn so sehr gefangen, daß er am hellen Tage von Traumbildern verfolgt wurde. Bald jedoch trat eine Ernüchterung der Phantasie ein; denn er sollte ein paar junge Ochsen am Pflug ziehen lehren. Man muß diesen Zweig der landwirtschaftlichen Methodik selbst studiert haben, um zu verstehen, daß der Drill solcher Rekruten einen fast zur Verzweiflung bringen kann. Armer Goggeli-Heiri, wie oft hat dich da nicht die Pfluggeize in die Furche geworfen!

Eines Tages, als die Pflüger von diesem sauren Tagewerk heimkehrten, hieß es in der Mühle, es sei ein Bettelknabe dagewesen, der habe ein wunderschönes Lied von der Teuerung hergesagt und es selbst „aufgerichtet.“ Gleich dachte Jakob, wenn er nur auch so etwas zustande bringen

könnte, damit er so gerühmt werde. Das versetzte ihn in tiefes Nachsinnen, so daß die Ochsen beim Männchen oft stehen blieben, und dem Männbub deswegen viel Scheltworte zuteil wurden. Dennoch nahm er sogar Papier und Bleistift aufs Feld mit, und bald kamen ihm ein paar gereimte Zeilen zu Sinn. Als eine Furche zu Ende war, legte er sein Papierchen blitzschnell auf den Rücken des Handochsen und schrieb sie nieder. So entstand am Vormittag eine vierzeilige Strophe. Nachmittags kamen noch zwei dazu. Da bemerkte aber auch der Pflughalter die Nebenbeschäftigung seines Männbuben, und fast hätte es für diesen ein Schollenbombardement abgesetzt. Als Heiri jedoch entdeckte, daß der Männbub weinte, ließ er sich das Papier zeigen und wollte wissen, was darauf geschrieben sei. Als bald las der erstere mit Innigkeit:

Ihr Christen, faßt zu Herzen
Doch diese Hungersnot!
Ach seht, Gott schickt die Schmerzen,
Ach, rufet doch zu Gott!
Ihr Christen, tut nur dieses,
Ach, rufet Gott selbst an.
Daß er uns bringe wieder
Den Wein und auch das Korn.
O, wenn wir uns bekehren,
So wird er uns bescheren
Noch wie vorher das Brot.
Ihr Christen, ruft zu Gott!

Den Goggeli-Heiri dünkte dies ein großes Wunder, und er wischte sich mit der Hand die Tränen aus den Augen. Nach vier Tagen war das Lied fertig; es bestand aus fünfundzwanzig Strophen und brachte seinem Schöpfer weit herum Ruhm und Ehre. Der Müller las es am Sonntag nach dem Mittagessen dem Gesinde vor, und ermunterte den Dichter nur weiter so fortzufahren. Das weckte natürlich erst recht die Lust zum Reimen, und in kurzer Zeit entstand eine Liedersammlung, deren Grundgedanke stets Trübseligkeit des Lebens, Sünde, Tod, Ewigkeit und so weiter war.

Jakobs Tatendrang machte sich nun auch in anderer Weise Luft. Ein Müllerknecht war Herrnhuter, und so hatte jener Gelegenheit, sich mit den Anschauungen dieser Religionsgenossenschaft zu befreunden. Er stellte Vergleichen an zwischen ihnen und den Separatisten und kam dabei auf den Gedanken, eine eigene Sekte zu stiften, in der das Fluchen, Nachtbubenwesen, Kartenspiel, Regeln und Tanzen verboten sei und schrieb zu diesem Zwecke ein Büchlein, betitelt: Gebetbüchlein für junge Leute, die sich entschließen wollen, ein gottgefälliges Leben zu führen, und teilte

es einer Anzahl Schulkameraden mit. Sie schrieben es ab, entschlossen sich, einen frommen Verein zu bilden und versammelten sich jeden Sonntag in Jakobs Kämmerlein, der ihnen aus seinen selbstverfaßten Schriften vorlas. Als aber der nächste Maienmarkt in Pfäffikon kam, und als einer den andern und auch den Stifter des Bundes auf dem Markte traf, obschon jeder hatte verstoßen hingehen wollen, schämten sie sich vor einander und aus war's mit dem Tugendbund!

Da entstand bald darauf das „Uerschenlied“, das zum Wendepunkt im Leben unseres siebzehnjährigen Mühleknichtleins geworden ist. Im August 1818 war nämlich das Haus zur Uerschen in der Gemeinde Sternenberg abgebrannt und ein Kind in den Flammen umgekommen. Jakobs Schwester in Blitterswil ersuchte ihn, den bekümmerten Eltern einen Trostbrief zu schreiben; daraufhin verfaßte er ein Lied von 22 achtzeiligen Strophen, in dem er die ganze Begebenheit in vielen Wiederholungen auf die rührendste Weise besang. Er übergab es den Betreffenden selbst und las es ihnen vor, und es wurde mit Schluchzen und Weinen angehört. Jakobs Ruhm strahlte in neuem Glanze. Als dann gar der Zürichbote ihm eines Tages ein Blatt Papier überreichte und Jakob darauf las: „Uerschenlied. Aufgerichtet von Jakob Stutz in Balchenstall“, da wußte dieser gar nicht mehr vor Stolz und Wonne, ob er noch auf Erden oder schon im Himmel wäre; immer mußte er sein Lied anstaunen und seinen Namen beschauen.

Nun war's bei den Leuten ausgemacht, daß dieser Wundermensch jedenfalls noch ein Pfarrer abgebe; er selbst aber fürchtete sich vor dem vielen Studieren und vor der Verantwortlichkeit, die ein solcher Oberhirt gegenüber seiner Gemeinde bei Tag und Nacht zu tragen habe. Diese Befürchtungen waren allerdings sehr berechtigt; denn als der Pfarrer in Hittnau mehrere Vorbereitungs predigten auf das Reformationsfest im Jahr 1819 hielt, erging es Jakob wie andern Leuten, die da murrten, man wisse gar nicht, was der Pfarrer sagen wolle, es verstehe ihn kein Mensch. Wenn er doch nur mit seinem Kauderwelsch schweigen würde, es könnte ja sonst wieder einen Religionskrieg geben. Ein alter Mann, zu dem Jakob zuweilen eingeladen wurde, konnte ihm dann doch etwas von den Reformatoren, Zwingli, Leo Jud u. s. w. erzählen. Auch berichtete dieser Mann, zu jener Zeit seien Felix und Regula in Zürich hingerichtet worden. Im gleichen Augenblick habe der Blitz die Zeittafel am Großmünster zerschlagen, und man könne seither keine mehr daran bringen. Dies veranlaßte Jakob, ein Lied über die Reformation zu dichten, und später verfaßte er eine Predigt über Korinther XV, 57: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt, durch unsern Herrn Jesum

Christum.“ Da hieß es von neuem, Jakob müsse ein Pfarrer werden, der verstehe ja schon alles. Es kam auch die Nachricht, er solle die Predigt und das Reformationslied abschreiben und ins Pfarrhaus tragen; das machte ihn vor Furcht und Freude zittern. Der Pfarrer teilte ihm dann mit, er werde ihn von Neujahr an bei sich aufnehmen und dem Herrn Antistes in Zürich empfehlen.

Am Bertchtoldstage 1819 steht Jakob zitternd vor der Haustür des Antistes. Er zieht die Kappe ab, nimmt das Uerschenlied aus der Tasche und läutet dann an der Hausglocke. Die Tür geht auf, und ein alter, freundlicher Herr steht im Hausgang. Dem streckt Jakob das Uerschenlied mit den Worten entgegen: „Tag geb i Gott! Der Herr Pfarrer Pfarrer läßt Euch grüßen, und da sei das Uerschenlied, und Ihr möchtet so gut sein und für mich sorgen!“ Der alte Herr lächelt und weist Jakob zwei Treppen höher. Der ehrwürdige Antistes Heß war noch freundlicher als der Herr im Hausgang; in seinen schneeweißen Locken kam er Jakob vor wie ein Apostel oder gar wie der Heiland.

Mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft verließ Jakob das Haus. Da war's ihm wohler ums Herz als in der vorigen Nacht, wo er in Fluntern übernachtete und mit Schaudern in die dunkle, tiefe Stadt hinunterschaute. Er meinte, man tue da unten nichts anderes als köpfen, hängen und räubern, und er konnte deswegen die ganze Nacht nicht schlafen. Welche Eindrücke er dann im weiteren von dem Leben und Treiben in Zürich empfing, das hat er in „Storchenegg-Annelis erstem und zweitem Besuch der Stadt“ in köstlicher Weise geschildert. Jakob war in Begleit eines Freundes von Unterhittnau, dessen Bruder im Waisenhaus die Stelle eines Unterlehrers versah und Herr Schulmeister tituliert wurde, in die Stadt gekommen. Jener Freund mußte für den Dorfpfarrer, der selbstverständlich Stadtbürger und als solcher wohl auch Zünfter war, Stubenhitzen vertragen. Jakob durfte ihn dabei begleiten. Er verwunderte sich höchlich über die kleinen Buben, die im Musiksaal eine „ganze türkische Musik spielten“, sowie über das hier versammelte weibliche Geschlecht mit seinen bunten Hüten, die reichlich mit Blumen verziert waren. Lächerlich erschienen ihm besonders die Komplimente, welche die Herren und Damen einander machten, und er durfte vor Scham fast nicht hinsehen, wenn sie so liebevoll sich gegen einander verneigten. Wenn er aber die Paare Arm in Arm vorübergehen sah, meinte er, das werde saubere Ware sein; daheim im Oberland geschehe solches kaum bei Nacht.

Der letzte Besuch galt der Blindenanstalt in der Froschau, wo Jakob am meisten staunte und gerührt war.

Bald darauf kam die Uebersiedelung ins Hittnauer Pfarrhaus. Die Gotte stattete ihr Patenkind so aus, als ob es ihr eigenes wäre, und der Abschied war fast noch betrübter, als seinerzeit das Scheiden aus dem Vaterhaus.

Der Unterricht mit Jakob wurde durch ein Diktat eröffnet; der Pfarrer besah das Geschriebene lächelnd und fand zu viele Fehler darin. Er meinte aber, die Sache werde schon besser kommen. Damit überreichte er Jakob ein Büchlein mit den neun Deklinationen.

Die Ausschmückung der Schulzimmer.

Die in Frankreich, England, Nordamerika, Belgien und der Schweiz bereits in Blüte stehende Bewegung für Ausschmückung der Schulen durch künstlerische Bilder, beginnt auch in Deutschland mehr und mehr Boden zu finden. Hamburg hat den künstlerischen Bilderschmuck seit einigen Jahren in die Schule eingeführt. Nun ist als zweite deutsche Stadt Dresden nachgefolgt, indem dort die städtische Schulbehörde in der Sitzung vom 6. Februar 1901 den Beschluß gefaßt hat, den künstlerischen Wanderschmuck in den Dresdener Schulen einzuführen und zunächst eine Altstädter Bürgerschule mit künstlerischem Bilderschmuck zu versehen. — Bemerkenswert ist ein Aufsatz des Privatdozenten Dr. med. Wilhelm Wehganndt an der Universität Würzburg, der im Schulhause 1901, Nr. 1 über psychologische Gesichtspunkte für die Ausstattung des Schulhauses handelt und besonders der falschen Meinung entgegentritt, daß durch Bilder in den Schulen die Schüler abgelenkt und zerstreut würden. — Im Herbst dieses Jahres wird in Dresden ein Kongreß von deutschen Künstlern, Kunstgelehrten und Kunstfreunden abgehalten werden, der für die Frage der Kunst in der Schule in den weitesten Kreisen das Interesse zu wecken und zu pflegen wünscht. Geheimer Regierungsrat W. von Seidlitz in Dresden hat sich zum Zwecke der Vorbereitung dieser Versammlung bereits mit einer Reihe hervorragender Kunstkenner und Kunstfreunde in Verbindung gesetzt. Es ist keine Frage, daß der Pflege des Schönheits sinnes in der Schule bei uns zu wenig Raum gegeben wird; ebenso, daß die Erziehung zum Genuß des Schönen nicht nur zur harmonischen Ausbildung des Menschen gehört, sondern für seine sittliche Entwicklung von großer Bedeutung ist. Wer tut in der Schweiz einen neuen Schritt, nachdem uns eine Reihe von deutschen Städten, Hamburg, Köln, Dresden, vorangegangen sind? Gibt es nicht auch bei uns großherzige, reiche Leute, die in Verbindung mit Kunstkennern es übernehmen würden, die Zimmer- und Flurwände der